

Prolog

Der Hancock-Berg liegt in den Caribou Mountains, einer Gebirgskette im Idaho-Territorium an der Grenze zu Wyoming in der sogenannten J-akom akono, der Prärie des Blutes. Diese befindet sich drei Tagereisen nördlich von Helldorf Settlement und zwei Tagereisen westlich der Gros-Ventre-Berge. Der Fuß des vulkanischen Gebildes ist mit Wald und Buschwerk besetzt, während sich auf dem Gipfel der trichterförmige, steile Abgrund eines Kraters auflut, lediglich mit einzelnen Sträuchern bestanden, dafür aber um die 150 Fuß tief. Ganz unten bildet er eine etwa vierzig Fuß durchmessende Fläche. Inmitten des Hancock-Berges hebt sich eine isolierte Höhle empor, welche aus mehreren zusammengeschiebenen Bergen zu bestehen scheint. Dort drinnen opfert der Stamm der Oglala-Sioux dem Großen Geist seine Gefangenen. Ihr eigentlicher Eingang befindet sich auf der östlichen Seite ...

All das peitschte durch das Bewusstsein des Mannes, der von nicht sehr großer und nicht sehr breiter Gestalt war und sich im unruhigen Schlaf im Bett hin und her warf. Dabei waren die Züge seines von einem dunkelblonden Vollbart umrahmten sonnenverbrannten Gesichtes angespannt. Unter den geschlossenen Lidern zuckten die Augen reflexartig hin und her, als spiegelten sie die Seheindrücke des Traumes, der ihn umfangen hielt, wider. Doch keineswegs entsprachen diese irgendwelchen

fiktiven Phantasievorstellungen, sondern waren *genauso* in der Vergangenheit geschehen und hatten sich tiefer als alles andere in seinem bisherigen Leben ins Gedächtnis eingebrannt.

Der Indianer, der vor ihm liegt, trägt einen aus Elkleider gefertigten Jagdanzug im Schnitt der Mescalero-Apachen. Auf der rechten Seite, auf der seine linke Hand ruht, rötet sich dieser von seinem Blut. Die Farbe seiner Haut ist ansonsten ein mattes Hellbraun, mit einem leisen Bronzehauch übergossen. Doch jetzt schimmert das edle Gesicht ungewöhnlich fahl. Diese Fahlheit ist auf seinen Zustand zurückzuführen. Denn der Indianer ist ein Sterbender. Eine Kugel hat kurz zuvor seine Lunge durchdrungen.

Das Bleichgesicht spricht einige wenige Worte mit seinem Bruder, tröstet ihn, sodass dieser wie zur letzten Ruhe den Kopf auf seinen Schoß bettet. Das dicke, schwarze Haar, das ihm ansonsten bis weit über die Schultern herabfällt, ist in Strähnen zerzaust. Die dunklen Augen, welche einen sammetartigen Glanz besitzen, starren ernst zu ihm hinauf, bis er sie schließt.

Die Wunde des sterbenden Freundes hört ganz plötzlich auf zu bluten. Ein untrügliches Zeichen dafür, dass er innerlich verblutet. Unvermittelt schlägt er die Augen wieder auf. Erneut entsteht ein kurzes Gespräch. Danach ertönt das Lied der Königin des Himmels, das die Weißen Ave Maria nennen.

Vor der zweiten Strophe richtet sich der Blick des milde lächelnden Apachen zum pechschwarzen, von unzähligen Sternen durchsetzten Himmelszelt empor. Dann zieht er

die Hände des Bleichgesichts an seine Brust und murmelt etwas, was nur dieser verstehen kann. Weinend und wortlos vor Trauer.

Beim Klang des letzten Liedtones beugt sich der weiße Freund zu dem Apachen hinunter, kann schwach hören, wie dieser mit schwindender Kraft noch folgende Worte von sich gibt: „Scharlih, ich glaube an den Heiland. Winnetou ist ein Christ. Leb wohl!“

Ein Zucken, ein Zittern, ein Blutstrom aus dem Mund, dann streckt der Häuptling der Apachen zum letzten Mal seine Glieder ...

Der Mann im Bett riss die Augen auf, hob seinen Kopf leicht vom Kissen und sah sich für einen Moment völlig irritiert um.

Er war nicht in der *Prärie des Blutes* und auch nicht am Hancock-Berg und gleich gar nicht im Jahr 1874 in den Vereinigten Staaten von Amerika. Vielmehr befand er sich in einer Pension in London und man schrieb das Jahr 1894.

Die bezaubernde, dunkelhaarige Frau neben ihm, an die dreißig und damit zweiundzwanzig Jahre jünger als er selbst, war Klara, seine Gattin. Besorgt betrachtete sie ihn von der anderen Seite des Bettes.

„Wieder der Traum, Karl?“

Der Angesprochene nickte, wandte sich zum Nachttisch um und trank aus dem Wasserglas, das er vor dem Zubettgehen dort abgestellt hatte.

Wie so oft hatte das Unterbewusstsein Karl Mays alias Old Shatterhands alias Kara Ben Nemsis die Todesszene

seines allerliebsten und vertrautesten Freundes reflektiert: Winnetous, Häuptling der Mescalero-Apachen.

Kapitel 1

An diesem sonnigen, aber ziemlich kalten Dezembermorgen brachte uns eine zweirädrige Kutsche von der Baker Street zur Portsdown Road, Maida Vale, westlich vom Regent's Park gelegen. *Uns* hieß in diesem Fall meinen Freund Sherlock Holmes sowie meine Wenigkeit Dr. Watson. An der genannten Adresse lag die Pension *Alexandra House* von Mrs Watts, einer ehrbaren Lady, die ihre Unterkunft mitunter besser betuchten Gästen zur Verfügung stellte. Selbstredend auch aus dem Ausland.

Ich glaube, ich kann gut und gerne ebenso im Namen meines Partners sprechen, dass wir uns auf das dort anstehende Treffen sehr freuten. Denn niemand anderes als ein alter Bekannter wollte uns dort empfangen: Karl May samt seiner Ehegattin Klara!

Es war schon eine Weile her, als wir mit ihm und seinem Weggefährten Hadschi Halef Omar ein gefährvolles Orient-Abenteuer erlebt hatten. Dabei ging es um die Aufklärung des mysteriösen Todes Vanessas, der Tochter meiner Tante Cora Stroke aus Birmingham und somit meiner Cousine zweiten Grades.¹ Nun besuchte May mit seinem *Herzle*, wie er seine Frau liebevoll nannte, die britische Metropole, was er in einem Brief an uns bereits

1 Siehe dazu: Ian Carrington: „*Der Fluch der Mandragora*“

angekündigt hatte und auch, wo er abzustiegen beabsichtigte. Diese Gelegenheit wollten wir natürlich gerne nutzen, um ihn wiederzusehen.

So also verabredeten wir uns für den heutigen Morgen bei Mrs Watts.

Das *Alexandra House* war ein typisches viktorianisches, gartenumstandenes Landhaus, das momentan lediglich von den Mays bewohnt wurde. Im Erdgeschoss gab es ein prächtiges Wohnzimmer und einen extra Speiseraum. Im ersten Stock ein Hauptschlafzimmer mit einem riesigen Himmelbett, wie uns Klara später erklären würde, und auf dem Dachboden der Baderaum.

Die Pensionsbesitzerin Mrs Watts, eine kleine, zurückhaltend wirkende Frau, führte uns nach unserer Ankunft direkt zu den Mays, die uns im elegant eingerichteten Wohnzimmer, mit dunklen stilvollen Möbeln und hellen Teppichen, empfingen. Die Wiedersehensfreude war groß.

Klara May sahen wir zum ersten Mal. Ich war recht beeindruckt von der attraktiven Dame, die sich freundlich lächelnd offenbar in der Männerrunde wohlfühlte.

Zunächst sprachen wir natürlich über unser zurückliegendes und gemeinsam erlebtes Orientabenteuer, das uns wahrlich viel abverlangt hatte. Danach erklärte uns Karl, dass er aus zwei Gründen nach London gekommen sei. Zum einen aus geschäftlichen Anlässen, weil er wichtige Aufzeichnungen, Arbeitsnotizen, Manuskript- und Rechercheunterlagen bei den renommierten Bankiers Knauth, Nachod und Kühne in der William Street

deponiert hatte. Und zum anderen aus rein privaten Umständen, um nämlich mit seiner Ehegattin ein umfangreiches Besichtigungsprogramm zu absolvieren.

Natürlich bot sich Holmes sofort als Fremdenführer an, dem ich mich gerne anschloss. Und auch die Mays, die dies wohl im Stillen erhofft hatten, zeigten sich von dem Vorschlag sehr angetan, konnte es doch keinen besseren Stadtführer als den legendären Sherlock Holmes geben!

Nach dem Tee brachen wir auf. In den folgenden drei Tagen besichtigten wir mit den Mays den berühmten Tower, das ehemalige Staatsgefängnis, im Osten der City, direkt an der Themse gelegen. Vor allem die Tatsache, dass im Wakefield Tower nun die britischen Kronjuwelen aufbewahrt wurden, interessierte Karl. Der mittlere White Tower, in dem so viele Persönlichkeiten einst gefangen waren, wie etwa Thomas Cromwell, der 1. Earl of Essex, Staatsmann unter Heinrich VIII. oder Anna Boleyn, die 1. Marquess of Pembroke und zweite seiner sechs Ehefrauen und dementsprechend drei Jahre Königin von England, machte May nachdenklich. Als mein Partner ihn diesbezüglich fragte, meinte er, dass ihn dieser Turm an seine eigenen Haftzeiten erinnerte. Insgesamt saß der deutsche Freund ganze acht Jahre im Gefängnis. In seinen Jugendjahren beschritt er den Weg zum Kleinkriminellen, wobei er nicht nur stahl, sondern sich zudem widerrechtlich mit Phantasienamen als Arzt und Polizist ausgegeben hatte. Danach begann er mit dem Schreiben über seine Abenteuer in fernen Ländern, immer auf der Suche nach Gerechtigkeit, Völkerverständigung und

Frieden. Dies wiederum deckte sich auch mit Holmes' und meinen Intentionen.

Auf unserer Londoner Stadttour besichtigten wir außerdem die St. Paul's Cathedral, Trafalgar Square mit der Nelson-Säule, Piccadilly Circus, Charing Cross and Strand, Westminster Abbey, die Houses of Parliament, die National Gallery und natürlich den Buckingham Palace.

Klara zeigte sich insbesondere von der Vielfalt und Schönheit der Exotika in Museen und Geschäften sehr angetan. Im *Ardeshir & Co*, einem indischen Laden in der Oxford Street, kaufte sie für ihr Heim, die Villa Shatterhand im sächsischen Radebeul, einen Gong und einen Vorhang als Andenken. Im British Museum zog sich Karl einige Stunden lang in den Lesesaal mit der imposanten Rundhalle samt mächtiger Glas- und Eisenkuppel zurück, um sich in die ungeheuren ethnografischen Sammlungen zu vertiefen.

Danach suchten wir das Victoria Embankment auf, direkt an der Themse gelegen, und aßen im *De Keyser's Royal Hotel* in Blackfriars zu Mittag.

Der Ausblick begeisterte die Mays, denn vor uns erhob sich der Cleopatra's Needle. So wurden eigentlich zwei Obelisken bezeichnet, die einst gemeinsam im alten Ägypten standen und dann getrennt voneinander in London und New York aufgestellt wurden.

Zum Abendmahl ging es schließlich zum berühmten Fischrestaurant *Scotts Oyster Rooms* in der Coventry Street, gegenüber dem Haymarket, um Austern zu essen.

In dieser angenehmen und gemütlichen Runde machte Karl May uns den Vorschlag, ihn und seine Frau bei ihrer anstehenden Reise in seine *zweite Heimat*, in die Vereinigten Staaten zu begleiten. Dort wollte er mit uns verschiedene Orte aufsuchen, die für ihn und seinen Blutsbruder Winnetou wichtig gewesen waren.

Ich war begeistert von dieser Aussicht, gab es im Wilden Westen doch keinen besseren Reisebegleiter als den berühmten Old Shatterhand. Das war eine einzigartige Gelegenheit, die sich uns dadurch bot. Ohnehin hatten weder ich noch Holmes für die nächsten Wochen längerfristige Pläne. Auch mein Partner sah das wohl so, denn erfreut willigte er bezüglich des Vorschlags des Deutschen ein.

Doch gleich darauf wurde Holmes ernst. Über seiner Nasenwurzel entstand eine steile Falte. Fast verschwörerisch beugte er sich über den Tisch, von dem kurz zuvor die Kellner das Essgeschirr abgeräumt und danach das Teebesteck gereicht worden war. Die grauen, leuchtenden Augen in dem markanten, durch eine hohe Stirn und eine Habichtsnase akzentuierte Gesicht musterten uns bei den folgenden Worten abwechselnd. „Seit geraumer Zeit schon werden wir verfolgt“, sagte er gerade so laut, dass die am Tisch Anwesenden es verstehen konnten. „Zunächst dachte ich, es wäre ein Zufall, aber ein solcher scheint es ganz und gar nicht zu sein.“

Unauffällig sah ich mich um, konnte jedoch nichts Ungewöhnliches oder Verräterisches entdecken.

Doch gleich darauf bestätigte Karl May alias Old Shatterhand Holmes Beobachtung. „Ein nicht sehr großer

Mann, adrett gekleidet und offensichtlich ein waschechter Indsman. Neben ihm ein ebenso gewandeter Weißer, hochgeschossen und stämmig.“

„In der Tat“, meinte der Meisterdetektiv. „Bislang jedoch befanden sie sich zu weit entfernt, als dass ich hätte ihre Gesichter eindeutig erkennen können.“

„Und wo sind sie jetzt?“, fragte Klara verunsichert, den Impuls unterdrückend, wild in die Gegend hineinzustarren.

Holmes antwortete, ohne hinzusehen. „Sie stehen ungefähr einhundert Yards in nordöstlicher Richtung am Rande des Droschkenplatzes und geben sich so, als würden sie sich belanglos unterhalten.“

Ich ertappte mich dabei, wie ich heimlich einen schnellen Blick dort hinwarf, denn schließlich sollten unsere mutmaßlichen Verfolger nicht bemerken, dass wir von ihrer Anwesenheit wussten.

Wahrhaftig standen an der beschriebenen Stelle zwei Männer, deren Gesichter ich aufgrund der Entfernung nicht richtig erkennen konnte. Außer, wie May zuvor geäußert hatte, dass es sich bei dem einen um einen Weißen und den anderen um einen Indianer zu handeln schien.

„Und wie lange sind uns die Gentlemen schon auf den Fersen?“, wollte ich wissen.

„Seit der Besichtigung des Towers“, gab Holmes lapidar zurück.

„Aber das würde bedeuten, dass sie uns bereits abgepasst haben, als wir das *Alexandra House* verließen, weil

sie wohl kaum im Voraus erahnen konnten, wohin wir uns begeben würden.“

„Langsam bewundere ich Ihre Fähigkeit zur logischen Schlussfolgerung, Watson.“

Ich wusste nicht, ob mich mein Partner wieder einmal auf den Arm nehmen wollte, oder ob er es ernst meinte. Jedenfalls ließ ich mich davon nicht beirren. „Somit scheinen sie uns die gesamten drei Tage lang gefolgt zu sein.“

„Sie haben erneut ins Schwarze getroffen“, lobte mich Holmes.

„Aber warum sagen Sie das uns erst jetzt?“ Diese Frage galt nicht nur meinem Partner, sondern auch Karl May, der die Verfolger ebenfalls schon früh bemerkt hatte. Neben ihm nickte Klara, die wohl denselben Gedanken hegte wie ich selbst.

„Bevor das Wild erlegt wird, muss der Jäger feststellen, ob es sich überhaupt um ein solches handelt“, meinte der Westmann kryptisch.

Sherlock grinste. Da hatten sich zwei einzigartige Gentlemen getroffen, die, jeder auf seine Weise, doch sehr ähnliche Fähigkeiten besaßen. Der eine etwas mehr von jenem und der andere von diesem.

Natürlich wusste ich, was May meinte. Man musste sich erst vollkommen sicher sein, dass es sich bei den beiden so unterschiedlichen Männern überhaupt um Verfolger handelte, bevor man sie einer falschen Absicht beschuldigte. Aber drei Tage, um genau das festzustellen, erschienen mir nun doch etwas zu lange.

Soeben wollte ich diesen Einwand vorbringen, als Sherlock sich vom Tisch erhob, Klara zunickte und sich dann Richtung des Klosetts entfernte. Gleich darauf auch Karl, sodass ich mit seiner Frau alleine zurückblieb. Und das zu ihrer eigenen Sicherheit, wie ich später erfahren sollte. Genauso wie die darauffolgenden Ereignisse, an denen ich nicht beteiligt war.



Natürlich suchten weder Holmes noch May das stille Örtchen auf. Vielmehr verständigten sie sich bereits bei Tische mit stillschweigenden Blicken über ihren Plan. Nun hasteten beide zum Lieferanteneingang des Fischrestaurants, der in diesem Moment völlig verwaist war, und dann hinaus in die nachmittägliche Kälte des Dezembertages. Als Erstes Holmes, der ja zuerst aufgestanden war, danach der Deutsche.

Draußen vor dem *Scotts Oyster Rooms* trennten sie sich, jeder lief in eine andere Richtung. Aber auch das war so geplant.

Während Sherlock sich im Schatten der umliegenden Gebäude von einer Seite an den Droschkenplatz heranschlich, tat dies May von der anderen. Auf diese Weise wollten sie ihre Verfolger wortwörtlich in die Zange nehmen.

Doch gleich darauf stellten sie fest, dass es sich bei diesen keineswegs um unerfahrene, sondern ganz im

Gegenteil um ausgebuffte Zeitgenossen handelte. So als ob sie den Braten gerochen hätten, zogen sie sich von ihrem Beobachtungsplatz zurück. Und das höchst professionell! So nutzten sie vor allem größere Menschenansammlungen und kleinere Gruppen, um sich in deren Windschatten davonzumachen.

Dadurch hatten mein Partner und der Westmann keine Möglichkeit, ihrer ohne aufsehenerregendes Tamtam habhaft zu werden. Denn ganz sicher hätten sie hinausgebrüllt, von den Fremden belästigt oder gar überfallen zu werden, was natürlich keineswegs den Tatsachen entsprach. Vielleicht wäre es sogar zu einem Handgemenge mit Unschuldigen gekommen, die den vermeintlichen Opfern beistehen wollten. Verständlicherweise galt es all das zu vermeiden. Dennoch hätten Sherlock Holmes und Karl May ihre Spur nicht verloren, wäre nicht dieser Zwischenfall gewesen ...

Mitten auf dem kopfsteingepflasterten Victoria Embankment, der, wie bereits erwähnt, am Nordufer der Themse bis zum Palace of Westminster zur Blackfriars Bridge gereichte, ratterten verschiedene Fuhrwerke entlang. Der harte Klang der Pferdehufe übertönte beinahe alle anderen Geräusche.

Eine pechschwarze, zweirädrige Kutsche fiel besonders auf, weil sie nicht nur mit geradezu halsbrecherischer Geschwindigkeit heranraste, sondern direkt auf eine Gruppe Passanten zuhielt, unter die sich auch unsere Verfolger gemischt hatten. Just in dem Moment überquerten sie die Straße, doch der Fuhrmann lenkte, ohne

anzuhalten. Das lag jedoch keineswegs daran, dass er sein Handwerk nicht verstand. Vielmehr hatte er die Kontrolle über das Gespann verloren. Die Wagenräder knirschten bereits bedrohlich am Bordstein entlang.

Verzweifelt versuchte der Fahrer mit der Peitsche, die er auf die Rücken der Gäule sausen ließ, sowie harten Zügelzügen der Menschengruppe auszuweichen, hinter der wir herrannten, um unsere Überwacher zu ergreifen. Doch es nützte nichts. Irgendetwas musste die Pferde schon zuvor derart in Panik versetzt haben, dass sie nun auch noch scheuten. Dabei kam die Kutsche, bevor sie in die Passanten hineinraste, ins Schlingern und Schleudern, bis schließlich der Wagen mit einem wuchtigen Knall gegen eine Umgrenzungsmauer prallte, die den Damm von der Themse trennte.

Überlaut war das Knirschen von zertrümmertem Holz zu hören. Der Kutscher wurde vom Bock katapultiert und brach sich auf dem Kopfsteinpflaster das Genick. Durch die durch die Zentrifugalkräfte aufgerissene Tür wurden die beiden Insassen ins Freie geschleudert. Schwer schlugen sie auf der Straße auf. Keiner von ihnen erhob sich wieder.

Ein wahres Tohuwabohu aus einer sich rasch ansammelnden Menschenmenge, lauten Rufen, entsetzten Schreien und wiehernden Pferden war die Folge.

Für einen Moment erblickte May das Gesicht des Indianers, der westlich gekleidet war. Mitten im Lauf hielt der Deutsche abrupt inne, den Mund geöffnet, aus dem ein nur für ihn hörbares: „Das ist unmöglich!“, drang.

Holmes, der sich ein paar Yards vor ihm befunden hatte, verlor in diesem ganzen Durcheinander den Überblick. Gleich darauf musste er resigniert feststellen, dass sich die beiden Männer, die unfreiwillig von Verfolgern und Überwachern selbst zu Gejagten geworden waren, hatten absetzen können.

Enttäuscht kehrte der Detektiv zu dem Westmann zurück, der ihn völlig verwundert ansah.

„Was haben Sie, Karl?“

Der Angesprochene gab nicht sofort eine Antwort. Vor ihm stand noch immer das mit einem Bronzehauch überzogene, ernste und männlich schöne Antlitz des Indianers, dessen Backenknochen kaum merklich vorstanden, mit den dunklen, sammetartigen Augen, der schon fast römisch geformten Nase, unter denen liebevoll milde und doch mit einem energischen Schwung versehene Lippen saßen.

„Haben Sie sein Gesicht gesehen?“, fragte er Sherlock, noch immer von tiefem Unglauben erfüllt.

„Meinen Sie das des Indianers?“

„Ja, Mister Holmes.“

„Nur für einen Moment, bevor er in der Menge verschwand. Kennen Sie diesen Mann etwa?“

Karl May sah zunächst zu dem gebrochenen Fuhrwerk und den Verunglückten hinüber und dann zu Holmes.

„Das war mein engster und liebster Freund – Winnetou!“



Als May und mein Partner wieder ins Fischrestaurant zurückkehrten, in dem ich mit Klara noch immer ausharrte, machte der Deutsche den Eindruck, einen leidenschaftigen Geist gesehen zu haben.

Den Geist von Winnetou!

Doch das war unmöglich!

Der Häuptling der Apachen war vor annähernd zwanzig Jahren durch den Schuss eines Oglala-Sioux beim Abseilen vom Kraterrand des Mount Hancock angeschossen worden. Schwer verwundet bat er darum, ihm das *Ave Maria* zu singen.

„Anschließend starb er in meinen Armen“, konstatierte Karl May mit Bitternis auf der Zunge. Ich bildete mir ein, Tränen in seinen Augenwinkeln funkeln zu sehen. Klara drückte ihm mitfühlend die Rechte. „Noch heute träume ich davon. Ich habe ihn eigenhändig mithilfe meiner Freunde im Tal des Metsur-Flusses unter christlichen Gebeten sowie allen Ehrerbietungen, die einem so großen Häuptling zustehen, begraben. Aufrecht sitzend, mit sämtlichen Waffen auf seinem erschossenen Pferd Iltschi im Innern eines Erdhügels, den wir um ihn wölbten. Dort wehten nicht etwa wie sonst üblich die Skalpe der erschlagenen Feinde, sondern wir errichteten drei Kreuze darauf ...“ Mays Stimme versagte für einen kurzen Moment, dann hielt er inne, bevor er fortfuhr. „Und

nun begegne ich ihm zwanzig Jahre später, am anderen Ende des Großen Teichs, auferstanden von den Toten! Das kann nicht sein.“

Natürlich konnte es das nicht! Und so diskutierten wir bis spät am Abend die Möglichkeit eines Doppelgängers. Doch immer wieder kam May auf das so frappierend ähnliche Angesicht des Indianers zu sprechen, der uns mit seinem Begleiter bereits tagelang beobachtet hatte.

Kapitel 2

Noch an diesem Abend beschlossen die Mays, vom *Alexandra House* in der Portsdown Road ins mondäne *Royal Palace Hotel* in der Kensington High Street, an der Ecke zur Palace Avenue, umzuziehen. Das hatte weniger damit zu tun, dass weiterhin die Möglichkeit bestand, von den Fremden observiert zu werden, sondern vielmehr mit einem schon lange zuvor geplanten Vorhaben. Denn Karl wollte zumindest eine Nacht in diesem luxuriösen Hotel verbringen, um wohl neue Inspirationen für seine Geschichten zu finden. Von hier aus hatte man nämlich wahrlich einen herrlichen Blick nach Norden auf den Kensington Palace und die Kleingärten von Palace Green sowie auf den Hyde Park.

Am nächsten Morgen suchten Holmes und ich die Deutschen in dieser noblen und exquisiten Unterkunft auf, nicht ohne nach irgendwelchen Verfolgern Ausschau zu

halten. Doch wir konnten nichts Verdächtiges entdecken. Vielleicht hatte unsere gestrige Hatz sie vor weiteren solcher Maßnahmen abgeschreckt.

Holmes und ich hatten bereits für unsere Amerika-Reise die Koffer gepackt, die nun in der Lobby des Hotels standen. Denn gleich von hier aus wollten wir gemeinsam zu diesem Abenteuer aufbrechen.

Karl May, wie immer begleitet von seinem *Herzle*, führte uns wie ein Hotelangestellter durch das *Royal Palace*, zeigte sich geradezu euphorisch, uns alles zu zeigen. Dabei verzichteten wir darauf, ihm kundzutun, dass wir nicht zum ersten Mal hier waren, wollten wir doch seiner Begeisterung keinen Abbruch tun. In seinen Händen hielt er eine Informationsbroschüre, die er bei Ankunft an der Rezeption erhalten hatte, auf der stand: „The only London Hotel that has the advantages of the quiet and comfort of a Country Mansion.“²

Das Hotel besaß einen atemberaubenden und schon fast überdekorierten viktorianischen Stil, der vor allem im Empfangszimmer und im Raucherraum, im privaten Salon, im Lesezimmer, im Billard Room und in der Foyer Lounge mit den herrlichen Kaminsimsen zum Ausdruck kam. Natürlich nahmen wir die Einladung zu einem fürstlich zu nennenden Frühstück an.

Gleich danach brachen wir auf. Der Vorteil des *Royal Palace Hotel* in der Kensington High Street lag unter anderem auch darin, dass die Paddington Station nicht

2 Das einzige Londoner Hotel, das die Vorteile der Ruhe und des Komforts eines Herrenhauses bietet.

weit davon entfernt war. So brauchten wir mit den beiden Droschken nur wenige Minuten bis zum Bahnhof.

Ein bitterkalter Wind wehte durch London, der Schnee ankündigte. Wir stiegen am Eingang an der Praed Street aus, vor dem das fünfstöckige, im Second-Empire-Stil erbaute *Great Western Hotel* stand. Das besondere an seiner Architektur waren die Türme an jeder Ecke, die den Hauptbau um zwei Stockwerke überragten. Auch von diesem Hotel war Karl May begeistert, allerdings fehlte uns die Zeit, es zu besichtigen.

Wir hätten uns eigentlich direkt zu einem der vier Bahnsteige chauffieren lassen können, auf denen Pferdegespanne, die in die Bahnhofshalle führen, wenden konnten. Doch wir wollten den Deutschen die neuartige Weihnachtsbeleuchtung zeigen, mit welcher der Bahnhof geschmückt worden war und so den Beweis erbrachte, dass Elektrizität auch im großen Stil der Gasbeleuchtung Konkurrenz machen konnte. Für diese Beleuchtung war nämlich ein 145-Volt-Wechselstromgenerator verantwortlich.

Paddington war der Ausgangspunkt von Zügen nach Bristol, Südwestengland und Südwales sowie in die westlichen Vororte Londons. Der Bahnhof besaß sechzehn Gleise und ein imposantes, verglastes Dach, das von drei Reihen mit schmiedeeisernen Stützen getragen wurde. Die dazwischenliegenden Bögen wiesen eine Breite von etwa siebenzig bis einhundert Fuß auf.

Wir übergaben die ledernen Koffer zwei Gepäckträgern und marschierten zu dem vorgesehenen Gleis, von dem

ab die Reise in einer halben Stunde losgehen würde. Deshalb war es auch nicht nötig, die Bagage in einem left luggage storage³ aufzubewahren.

Dennoch suchten wir noch kurz einen der Warteräume neben unserem Gleis auf, um uns bei einer heißen Tasse Tee aufzuwärmen.

Immer wieder sahen wir uns unauffällig nach den etwaigen Verfolgern um, konnten sie jedoch nicht entdecken.

Schließlich meldete der Vorsteher die Einfahrt des Zuges, mit dem wir weiterfahren wollten. Schon zuvor hatten wir die Fahrkarten gelöst, stiegen ein und suchten unser Abteil auf. Kurz darauf fuhr die Lokomotive pfeifend und qualmend an.

Die Fahrt von London über Reading, Bath, Bristol, Exeter und Newton Abbot nach Plymouth, dem westlichsten englischen Hafen im Kanal, dauerte etwa sechs Stunden. *Dort bestiegen wir ein Schiff der Norddeutschen Lloyd*, das Karl May schon von Deutschland aus reserviert hatte. Im Lloyd Office in London hatte er dann für Holmes und mich noch zwei zusätzliche Passagen dazugebucht. Selbstredend übernahmen wir dafür die Kosten. Pro Überfahrt entsprachen sie umgerechnet vom Britischen Pfund um die eintausend Mark.

Karl und Klara bezogen Kabine Nr. 258, Erste Klasse, Oberdeck, backbord. Holmes' und die meine lag direkt daneben, was einem glücklichen Umstand geschuldet war. Dabei handelte es sich eigentlich um eine Luxussuite,

3 Gepäckaufbewahrung

die von einem renommierten deutschen Innenarchitekten gestaltet worden war.

Der Doppel-Schrauben-Schnelldampfer *Kronprinzessin Cecilie*, mit 19.360 Bruttoregister-tonnen und vier gigantischen Schornsteinen, war einer der sogenannten *vier Ocean Windhunde* der Schifffahrtslinie und zeichnete sich durch Größe, Eleganz und Geschwindigkeit aus. Ein luxuriöser Vier-Schornstein-Dampfer, der mit der größten Kolbendampfmaschine, die je in einem Schiff gearbeitet hatte, exakt 23,5 Knoten machte. Das war den vier Vierfach-Expansionsmaschinen mit einer Leistung von 46.000 Pferdestärken geschuldet, die auf zwei Vierblattpropeller wirkten und so diese Beschleunigung erst ermöglichten. Die Passagierkapazität des Dampfers betrug bei einer 650-köpfigen Besatzung in der 1. Klasse 508, in der 2. Klasse 260 und in der III. Klasse 798. Benannt war er nach der jungen Herzogin Cecilie von Mecklenburg-Schwerin, deren Kinderbild im Gesellschaftszimmer des Schiffes hing. Für die Strecke von Plymouth nach New York, die etwa 3.500 Seemeilen entsprach, würden wir bei gewöhnlichen Verhältnissen acht Tage benötigen.

Das alles erfuhren wir von Holmes, der sich akribisch über den Schnelldampfer informiert hatte, als wir an einem der sechsundsiebzig Einzeltische für zwei bis acht Personen für die Erste Klasse im säulendurchsetzten Speisesaal saßen.

Bei Schiffen dieser Größe war es eigentlich üblich, an riesigen Längstafeln und zu starren Essenszeiten zu dinieren. Doch hier fanden sich flexible Mahlzeiten, moderne